

# Vorwort

**D**as Zweite Vatikanische Konzil hat mit seinem Ordensdekret „*Perfectae Caritatis*“ (1965) einen wesentlichen Beitrag zu einem neuen und besseren Verständnis des Ordenslebens geleistet, wenngleich auch der Name dieses Konzilsdokumentes noch eher in Richtung eines traditionellen und verengten Verständnisses weist. Trotzdem zeigt dieses Konzilsdekret in eine neue Richtung. Seine Gedanken wurden von den meisten Ordensleuten aufgegriffen und führten so etwas wie einen Paradigmenwechsel in Sachen Ordensleben, ja persönliche Berufung des Christen überhaupt, herbei. Man kann sich das heute kaum noch vorstellen.

Jeder Erneuerungsprozess erlahmt nach einiger Zeit. Das alltägliche Leben, auch das der hochgesinnten und motivierten Ordensleute, verliert mit der Zeit an Spannkraft. Wo einst ein Ruck durch die Reihen ging, schleicht sich bald Routine ein. Die Ordensgeschichte, ja Frömmigkeitsgeschichte im ganzen, ist ein Beispiel für diese jede und jeden Einzelnen betreffende Entwicklung, die nachgerade unvermeidbar erscheint. Was von der Kirche als „*ecclesia semper reformanda*“ gilt, trifft auch auf die meisten ihrer Glieder zu, also auch auf uns Ordensleute.

Die Zeit der großen Reformen, ja Reformationen ist offensichtlich vorbei. Zumindest ist davon in Mitteleuropa, ja überhaupt in der westlichen Hemisphäre, nicht viel zu spüren. Vielleicht ist der relativ geringe Reformeifer auch dadurch bedingt, dass die vom Vaticanum II angestoßenen und in der

Folge weitergeführten Reformen so gründlich gewirkt haben, dass wirklich für mehr als eine Generation kein weiterer Bedarf an Reformen besteht.

Jede Zeit hat ihre eigenen Fragen, die es zu beantworten gilt, ehe sie zu Problemen werden. Zu diesen Fragen und Herausforderungen gehört beispielsweise die personelle Situation der meisten Ordensgemeinschaften in Deutschland und den benachbarten Ländern. „Nachwuchsmangel“ und „Überalterung“ sind wohl die bekanntesten und am häufigsten verwendeten Worte zur Charakterisierung dieser Situation. Sie sind damit aber auch die in jeder Hinsicht treffendsten Umschreibungen für das, womit wir uns auseinandersetzen, zunächst aber innerlich vertraut machen müssen, ohne dass dies uns nur traurig oder verzweifelt macht.

Die Reaktionen der einzelnen Gemeinschaften und Konvente sind sehr unterschiedlich: von optimistisch bis defätistisch, je nach Gewichtung der Argumente und der persönlichen Erfahrung, aber auch Veranlagung. Jede Gemeinschaft, ob als ganze oder in ihren verschiedenen Konventen, muss sich dieser Entwicklung stellen – und das bedeutet nicht nur, auf alles gefasst zu sein und mit dem Schlimmsten zu rechnen, in der unausgesprochenen Hoffnung, dass es doch nicht ganz so schlimm kommt, wie es momentan erscheint und wie die Unglückspropheten glauben machen wollen. In einer Gemeinschaft soll man sich gegenseitig bestärken – aber in der rechten Weise und in

*die richtige Richtung! Wie schnell gleitet ein Gespräch über die Zukunft – so es überhaupt gewagt wird in unseren Kommunitäten – in Lamentieren ab!*

*Es gehört zu den gefährlichsten Irrtümern, zu glauben, man könne gleichsam die Augen verschließen vor der weiteren Entwicklung und so weitermachen wie bisher, nur eben mit verminderter Zahl und Kraft. Auch im Loslassen und Sterben, im Sich-Verabschieden von lieb Gewordenem bleibt noch Gestaltungsraum: für das Leben des Einzelnen wie der Gemeinschaft. Weder hektischer Aktionismus noch lethargisches Warten auf das Ende sind adäquate Reaktionen. Sie sind eher von Panik bestimmte Verirrungen, die zudem ein schlechtes Licht werfen auf unseren Glauben und unser Vertrauen, auf uns in der Jüngerschaft Jesu Christi.*

*Veränderung führt zu Unsicherheit. Dieser aber kann nicht begegnet werden mit einer vordergründigen Sicherheit. Wir brauchen ein Leitbild, und dieses Leitbild muss zusammenhängen mit unserem Bild von dem, der uns leitet, seit er uns berufen hat, und der uns sendet. Wir können und dürfen nicht nur über uns, unsere Kommunitäten nachdenken und versuchen, diese zu planen und zu gestalten, ohne unsere Sendung neu in den Blick zu nehmen. Wir müssen uns zweifellos von vielem verabschieden, was uns aus der Geschichte vertraut und lieb geworden ist. Wir dürfen uns aber nicht von unserer Berufung für andere, für die Welt, die Kir-*

*che, für die uns anvertrauten Menschen verabschieden. Denn dann würden wir uns von dem, der uns berufen hat, ja unser Vorbild ist, trennen. Dann wären wir irgendein Verein, der sich für dieses oder jenes einsetzt und stark macht; der seine Interessen vertritt und seinen eigenen Weg sucht – aber nicht mehr unbedingt den Weg der Jesus-Nachfolge geht, und in der Liebe (eben Perfectae Caritatis) seine Weise des Lebens und Handelns sieht.*

*Unser Leitbild ist in erster Linie theologisch zu umschreiben: Jesus Christus, der vom Vater Gesandte, an dessen Sendung wir teilhaben. Wir sind aber nicht nur „religiöse Menschen“, gar „Religiösen“. Die Fülle unseres Menschseins, unsere Gaben und Begabungen, unser Können, unsere Erfahrung ebenso wie unsere Phantasie sollen und wollen wir einbringen – gerade auch als kleiner werdende Gemeinschaften. Wir wollen nicht Mangel verwalten, sondern aus Fülle gestalten.*

*Die diesjährige VDO-Mitgliederversammlung hat unter dem Motto gestanden „Orden der Zukunft – Zukunft der Orden“. Dass es sich dabei nicht um einen schönen Titel oder um einen Traum handelt, haben die Beiträge auf der Mitgliederversammlung gezeigt, die in diesem Heft dokumentiert werden, gleichsam als Schritte und Markierungspunkte für einen Prozess, der erst angelautet ist.*

P. Basilius Doppelfeld OSB